

Frauenstimme

Nr. 25 • 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

25. Dezember 1930

Ruf an die Mütter!

Von Clara Bohm-Schuch

Es gibt kein Wort, das einen schöneren und größeren Inhalt umschließt, als Mutter. Für jeden Menschen ist es Erinnerung an die Kindheit; ob sie froh war oder trüb, voll von glücklichem Spiel oder lastender Arbeit, im Mittelpunkt war Mutter. Von ihr hing es im Grunde ab, wie sich unser Leben von innen heraus gestalten mußte, von ihrer Liebe oder Lieblosigkeit, von ihrer Güte oder Strenge. Und wer, im Proletarierhaus geboren, neben Mangel, Sorge, Arbeit täglich die warme, immer bereite Liebe einer Mutter erleben durfte, behält im letzten Winkel seines Gemütes die Zuversicht der Kinder: „es wird alles wieder gut“, wenn wir nur so für die anderen kämpfen, wie es Mutter für uns getan.

Mutter sein ist die glücklichste Vollendung im Leben der Frau. Ist die Erschließung letzter Wesenstiefen und menschlicher Erkenntnis, denn Leben und Tod halten sich die Waage bei der Geburt eines Kindes. Darum lieben wir unsere Kinder so, denn wir lieben ja in ihnen das neue und erneute Leben.

So stolz und beglückend ist naturgegebene Mutterchaft, und doch wird sie für Millionen Frauen zur tiefsten Qual und Erniedrigung. Darf das sein, ist das Ordnung der Welt? Nein, es ist die wahnsinnigste Unordnung eines gesellschaftlichen Zustandes, der zum sittlich-moralischen Maßstab das Kapital, den toten Besitz machte und nicht den lebendigen Menschen.

Dieser kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist es gleich, daß Millionen Frauen sich zerreiben zwischen der bitteren Notwendigkeit des Verdienensmüssens und der Unmöglichkeit, ihren Kindern auch nur einigermaßen Mutter sein zu können. Scheinheilig aber ist sie besorgt um Bestand und Gedeihen der Familie. 11½ Millionen Mädchen und Frauen standen schon 1925 im Erwerbsleben, davon waren 3 645 000 verheiratet und 1 030 000 verwitwet oder geschieden. Wie viele Mütter unter diesen über 4½ Millionen Frauen sind, ist nicht gezählt, auch nicht, wieviel uneheliche Mütter sich unter den fast 7 Millionen erwerbstätiger Mädchen befinden. Und doch gäbe eine Zählung erwerbstätiger Mütter — mit Einschluß der Heimarbeiterinnen — erst einen Einblick in den ungeheuerlichen Raubbau, der mit den seelischen und körperlichen Kräften arbeitender Frauen in der kapitalistischen Wirtschaft getrieben wird. Mutter zu sein, mit allen Gemüts- und Willenskräften und es seinen Kindern nicht sein zu können, weil die wirtschaftliche Kollage zum Verdienen oder Mitverdienen zwingt, ist zermürbende Qual. Wie viele Mütter, die jahraus, jahrein am laufenden Band immer denselben ermüdenden Handgriff tun, an den Waschmaschinen den Dampf der Lauge atmen, an der Schreibmaschine tippen mit schmerzdem Rücken, haben nur die eine Sehnsucht, bei auskömmlichem Verdienst des Mannes nur Hausfrau und Mutter sein zu dürfen. Aber wir leben in einer kapitalistischen Wirtschaft, der die „Erhaltung der Familie“ nichts kosten darf. Verdienen doch von 32½ Millionen arbeitender Männer und Frauen in Deutschland 29 Millionen weniger als 200 M. im Monat; der monatliche Durchschnittsverdienst für diese 29 Millionen ist 120 bis 140 M. Davon können in der Großstadt unmöglich die Lebensbedürfnisse für eine Familie, also Wohnung, Kleidung, Ernährung, Reinigung, Heizung, Licht und Fahrgeher bestritten werden, von Kulturausgaben ganz

zu schweigen. Weil es so ist, verzichten viele junge Frauen freiwillig auf das Beste im Leben, auf das Kind. Sie fühlen sich dem Konflikt nicht gewachsen.

Hier gilt es den Kampf aufzunehmen für das elementarste Glücksrecht jeder Frau und den verantwortungsvollen Willen freier Menschen zu vereinen mit dem Wohl des gesamten arbeitenden Volkes. So wie wir den Zwang zur Mutterchaft ablehnen, den uns kapitalistisch-nationalistisches Interesse auferlegen will, so sollten auch alle Frauen den Zwang zur Kinderlosigkeit ablehnen, indem sie mit uns in unserer Partei arbeiten für die sozialistische Wirtschaft, die jedem einen auskömmlichen Verdienst und damit sein Lebensrecht als Mensch geben wird.

Am erfolgreichsten können in diesem Kampf die Mütter sein. Die Mütter, die mit der Zeit und ihren Aufgaben gewachsen sind, die wissen, daß nicht nur das hilflose Kindchen körperlicher Pflege, sondern der heranwachsende Mensch seelisches Verstehen und eines Tages zurückhaltende Kameradschaft zu seinem Gedeihen gebraucht. Jung sie hinführen zur Gemeinschaft, sie organisch hineinwachsen lassen in die Verpflichtungen zur Klasse, zum Volk, zur Menschheit, ist Mutterpflicht. Und gerade in dieser Beziehung ist durch die Kinderfreunde, die sozialistische Arbeiterjugend, die Gewerkschaftsjugend der Weg gebener als früher. Auf diesem Wege wird es auch leichter werden, innerhalb der Familiengemeinschaft, für Mann und Kinder, der innerste Kern zu bleiben, von dem alle Kraft und Liebe ausströmt, die der einzelne in seiner Not gebraucht. Die große Arbeitslosigkeit ist das stärkste Merkmal der Desorganisation, des Zerfalls der kapitalistischen Wirtschaft und ihrer brutalen Abwehrkraft. Alte und junge Arbeitnehmer leiden wirtschaftlich und seelisch in gleichem Maße, ein Teil bewußter, ein Teil hoffnungsloser. Da bedarf ein Mensch des anderen mehr als sonst, um Mut zu behalten, um den Weg nicht zu verlieren, der allein zur Ueberwindung des Kapitalismus führen kann. Und die Mutter wird es sein, die bei allen Widerstandskraft und Bezweck immer von neuem aufrichten muß. In immer neuer Liebe zu Mann und Kindern, in unerschütterlicher Verbundenheit zum Sozialismus. So wird sie Sozialistin sein, weil sie Mutter ist, und sie wird Mutter im ganzen Sinne des Wortes sein, weil sie Sozialistin ist. Sie wird als Gemeinschaftsmensch der Tat die stärkste Wegbereiterin sein für das Gemeinschaftsbewußtsein der ganzen arbeitenden Menschheit und sie wird sich wehren gegen jede sinnlose Vernichtung von Menschenleben.

Arbeiten für Völkerverständigung und friedliche Entwicklung, gegen alles, was die Gefahr eines neuen Krieges im eigenen Volk oder gegen andere Völker heraufbeschwören könnte, ist ihr innerste Notwendigkeit. Wenn in diesen Weihnachtstagen das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ von allen Kanzeln der Kirchen gepredigt, mit Glockengeläut feierlich verkündet wird, so darf das uns alle, Männer und Frauen, Mütter und Jugend nicht täuschen über die politischen und wirtschaftlichen Tatsachen. Die Kriegspsychose geht um. In dem gegenwärtigen erbitterten Ringen zwischen Kapital und besitzloser Masse ist die Arbeitnehmerschaft wirtschaftlich schwächer, aber moralisch stärker als der Gegner. Darum wird versucht, durch immer brutaleren Druck auf den Lohn, d. h. auf die Lebenshaltung der arbeitenden Klasse, sie zu demoralisieren, sie vollkommen

mutlos und für den Kampf um ihre politischen, sozialen und kulturellen Errungenschaften unfähig zu machen. Rechtlos soll das Volk wieder werden, willenlos-knechtisch und dazu gebraucht man einen neuen Krieg. Aber noch ist der letzte nicht vergessen! Oder doch? Ihr Frauen, wißt ihr nicht mehr, wie rechtlos wir waren? Daß wir nichts, aber auch gar nichts zu sagen hatten, ob die Männer draußen an der Front oder die Frauen beim Granatendrehen ihre gesunden Glieder verloren; ob die Kinder hungerten und die Jugendlichen verhungerten, während das Schiebertum blühen und gedeihen konnte. Ueber uns bestimmte der Wille der Mächtigen im Staat, der militärischen Herrscher; wir waren ihnen weniger als Maschinen. Das war die Diktatur, die heute die Nationalsozialisten wieder herbeiführen wollen durch einen neuen Krieg.

Und die ihr junges Leben opfern mußten, ihr Mütter, habt ihr die vergessen? Mahnen die gefallenen Söhne nicht,

die Kriegsbeher zurückzuweisen, die Verlogenheit aus den Herzen, den Giftnebel falschen Heldentums aus den Hirnen zu jagen, die Jugend zu bewahren? Ihr Mund ist ewig stumm geworden und darum müssen die Mütter in ihrem Namen sprechen; das ist heiliges Vermächtnis und Verpflichtung der Toten an die Lebenden.

Eine Welt des Friedens, der Gerechtigkeit, des menschlichen Glückes gilt es zu erbauen auf dem festen Grund einer sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Wir alle: Frauen, Mütter, zukünftige Mütter, wollen helfen an dem Werk. Mit klarem Verstand und heißem Herzen wollen wir werben für die Idee, wollen wir arbeiten an der Verwirklichung des Sozialismus. Alle sollen satt werden, alle sollen Liebe und Freude empfinden, alle sollen das Leben des Mitmenschen achten und dem Frieden der Welt dienstbar sein. Das sei unser Gebötnis in dieser Zeit schwerster Not und dunkelsten Kriegstreibens.

Kleine Tatsachen — um ein großes Problem.

Geburtenhäufigkeit von Zehlendorf bis Neukölln.

Die Geburtenziffer sinkt — trotzdem Deutschland fast 4 Millionen Menschen keine Arbeit geben kann, wird diese Tatsache als SOS-Ruf ins Land geschickt — aber die Unterschiede zwischen Land- und Stadtgeburtenszahl sind naturgemäß noch beträchtlich stark. Während im Durchschnitt der Jahre 1925 bis 1929 auf 1000 Einwohner in Deutschland 19,1 Geburten entfielen, waren es in den Großstädten nur 14 und in Berlin sogar nur 10,6 pro Einwohner-tausend. Aber es ist auffällig, daß sich die Differenz in der Kinderzahl zwischen den wohlhabenden und den proletarischen Schichten verringert hat. Galt bisher der Satz, daß mit steigender Wohlhabenheit die Kinderzahl der Familie zurückging, während die Schlechtestbezahlten die meisten Kinder hatten (und hier nur die Sterblichkeit der armen unterernährten Kinder die Familienzahl beschränkte), so zeigt sich jetzt auch in der Arbeiterschaft der Wille und das Verständnis, weniger Kinder besser aufziehen zu wollen. Einen interessanten Einblick gibt eine Tabelle über die Geburtenhäufigkeit in den verschiedenen Stadtteilen Berlins. Es erweist sich allerdings, daß im über-völkerten Neukölln noch immer fast doppelt soviel Kinder auf 1000 Einwohner geboren werden als im wohlhabenden, „luftiger“ besiedelten Wilmersdorf:

Proletarische Stadtteile:	1925	1926	1927	1928	1929
Wedding	12,5	11,8	11,3	10,9	11,0
Friedrichshain	15,0	11,1	10,1	10,6	10,5
Kreuzberg	10,4	10,5	9,8	9,6	9,2
Neukölln	13,7	13,7	12,4	12,0	11,8
Wohlhabende Stadtteile:					
Zehlendorf	12,3	10,9	11,3	10,0	10,1
Wilmersdorf	9,5	8,4	8,0	8,0	6,9
Steglitz	10,8	11,3	10,6	11,0	10,8
Schöneberg	9,5	8,8	7,8	7,7	7,1

— und in Mussolinien.

Eine wahre Anekdote: als im Frühjahr 1930 Mussolini der Stadt Toscana einen Besuch abstattete, suchten auf dem für ihn veranstalteten Empfang einige Damen der Gesellschaft das wohl-wollende Interesse des Duce zu erregen, indem sie sich auf folgende „originelle“ Weise vorstellten: Teresa Ricajoli: sechs Kinder; Nora Guiccardini: sieben Kinder; Maria Corfmi: vier Kinder usw. (Bei einer entsprechenden Vorstellung in Berlin würde Frau Kom-merzierrat aus Dahlem hinter der nicht eingeladenen Arbeiterfrau aus Neukölln nicht gut abschneiden!) Aber auch im gläubig katholischen Italien hat man es nicht verhindern können, daß die Geburtenziffer pro 1000 Einwohner von 32,9 im Jahre 1910 auf 25,1 im Jahre 1929 gesunken ist — wobei noch zu bemerken ist, daß die Säuglingssterblichkeit in Italien bei weitem höher ist als in Deutschland. Die nationalen Ausrufe Mussolinis an die Frauen als die Mehrerinnen der Nation (der Duce braucht Soldaten wie weitaus Wilhelm II.), scheinen trotz alles faschistischen Pathos doch nicht bis in die privatsten Ueberzeugungen der einzelnen Frauen zu wirken.

Auch in England Geburtenrückgang.

Die Geburtenziffer dieses Jahres ist die niedrigste, die in Eng-land, außer im letzten Kriegsjahr, festgestellt worden ist. Sie beträgt nur noch 16,1 pro Einwohner-tausend, obwohl die Zahl der Ehe-schließungen — wie in Deutschland — zugenommen hat. Eng-land ist damit heute der Großstaat mit der

niedrigsten Geburtenziffer überhaupt! Allerdings steht das Heimatland der Ralthusschen Lehre dieser Tatsache nicht so erregt gegenüber wie die anderen westeuropäischen Länder. Bei einer Wohndichte von 251 Menschen auf den Quadratmeter (in Frankreich 74, in Deutschland 133, in Sachsen 333, in Bayern 91 — in Berlin 4554 (!) — und in Island einer!) wird man eine noch stärkere Platzverengung durchaus nicht für begrüßenswert halten. Sogar die Staatskirche toleriert die Geburtenkontrolle.

Gebommenerdienste.

Wenn weniger Kinder geboren werden, haben die Hebammen weniger zu tun. Nur erheben sie (wie die „Frau“ mittelt), in einer Eingabe an den preussischen Minister für Volkswohlfahrt Protest gegen die Beschränkung ihrer Gebühren durch die neuen Bestimmungen zur Durchführung der Krankenversicherung. Der preussische Hebammenverband stellt darin die Einkünfte eines un-gelernten Bauarbeiters und einer Hebamme gegenüber. Bei einem Stundenlohn von 1,70 M. (??) verdiene der Bauarbeiter in 28 Stunden Arbeit 50 M., während die Hebamme für ebenfalls 28stündige Arbeit, der heißt eine Entbindung von 8 Stunden und 10 Wochenbettbesuchen einschließlich der Wege (die in der Eingabe bei dem Bauarbeiter aber nicht zugerechnet sind!) 32 bis 36 M. verdient. Bei einer Erstgeburt von 24 Stunden und 10 Wochenbett-besuchen ergäbe die Pauschalgebühr von 36 M. einen Stundenlohn von 81 Pf.; bei Geburten bis zu drei Tagen Dauer, die auch vor-kommen, und 10 Wochenbettbesuchen nur 35 Pf. — für eine Tätig-keit von größter Verantwortlichkeit!

Mütter-Schule.

Die Stadt Berlin hat im Wasserhaus in der Alten Jakobstraße für werdende Mütter und für Pflegerinnen eine Mütter-schule ein-gerichtet, um die für Unerfahrene so notwendigen Kenntnisse in der körperlichen und seelischen Pflege des Säuglings und Kleinkindes zu vermitteln.

Was verdienen alleinstehende Mütter?

Wie schwer das Los der alleinstehenden Mutter ist, die neben der seelischen Belastung, ihre Kinder allein lassen zu müssen, die wirtschaftliche Sorge um die Existenz nur auf ihren eigenen Schultern tragen muß, zeigt eine erschütternde Statistik von der Abteilungsleiterin im Arbeitsamt Berlin-Mitte, E. Lüdy. In zwei Volksschulen eines westlichen Berliner Bezirks — also in einem Bezirk mit verhältnismäßig günstigen Verdienstmöglichkeiten — wurden 184 alleinstehende Mütter befragt, von denen die meisten als Arbeiterinnen, Aufwärtserinnen und kaufmännische Angestellte tätig waren. Es kamen für sie Arbeitsverdienst, Alimente, Sozial-renten oder Pension und Unterstützungen als Einkommen in Frage. Auf dem Arbeitsverdienst lag naturgemäß das Schwergewicht des Einkommens, 30 Proz. der ledigen Mütter, 65 Proz. der getrennt lebenden, 60 Proz. der Witwen waren allein auf den Arbeits-verdienst angewiesen. Obwohl mehr als die Hälfte aller Frauen über sechs Stunden täglich auf Arbeit gingen — um vorher und nachher Kinder und Haushalt zu besorgen — erreichten nur 33 Proz. einen monatlichen Arbeitsverdienst über 50 Mark. Auch die jüngsten, die ledigen Mütter, verdienten trotz langer Arbeitszeit nur in 35 Fällen über 80 M. im Monat. Es ist kein Wunder, daß die Mehrzahl dieser Frauen völlig verbraucht, erschöpft, zermürbt und nur noch beschränkt arbeitsfähig bezeichnet werden!

Mußestunden proletarischer Frauen

Das Thema Mußestunden ist als Vortragsthema sehr beliebt. Manche Frauen kommen hin und glauben, sie werden ein Rezept bekommen, wie man sich freie Zeit verschafft, so wie es bewährte Hausmittel gibt gegen Hühneraugen oder Schnupfen. Aber dann stellt es sich bald heraus, daß es kein anderes Mittel gibt, als das nötige Verständnis und die Einsicht für die unbedingte Notwendigkeit irgendeiner Ruhe und Erholungszeit für uns Frauen. Ist man einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, so finden viele — wenn sie nicht durch Arbeit überlastet sind — auch den Weg, diese notwendige Forderung für unseren Körper und Geist in irgendeiner Form durchzusetzen. Viele Wege und ein Ziel — nach Möglichkeit jung und gesund zu bleiben und unseren Anteil am Leben zu erhalten.

Hören wir nun, was die Frauen selbst erzählen, wenn ihnen Anteilnahme und Interesse Herz und Mund öffnet, und wie verschieden sich die Mußestunden gestalten, je nach den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen sie leben.

„Ich hab's nicht immer so gut gehabt wie heute,“ erzählt eine bald Sietzigjährige, „heut ist mein Mann in Pension und meine Kinder sind erwachsen. Ich mach mir alles allein im Haushalt, aber mein Mann geht mir alle Tage einkaufen und macht mir alle Wege, denn meine Füße sind schon sehr schlecht vom vielen Stehen. Meine Ruhezeit ist nach dem Essen, da lieg ich eine Stunde am Sopha und lese die Zeitung, — das Geschir wasch ich dann später ab, bis ich ausgeruht bin. Man muß doch wissen, was in der Welt vorgeht, und will mit Mann und Kindern darüber sprechen können. Wenn man auch alt wird, muß man darum nicht dümmen werden.“

Eine andere ist Adjustiererin in einer Bonbonsfabrik. Sie hat sich Mußestunden ganz besonderer Art geschaffen. Sie ist jung, verheiratet und erwartet ein Kind. Sie steht alle Tage ganz zelllich in der Frühe auf und geht täglich eine Stunde vor der Arbeit spazieren, Winter und Sommer macht sie diesen Spaziergang und nimmt sich die Lungen voll Morgenluft mit in das künstlich beleuchtete Hofstall, wo sie tagsüber sitzt und Bonbons wickelt. Das ist eine Mußestunde im wahren Sinn des Wortes.

Voller Begeisterung erzählt eine dritte von ihren Blumen, sie hat einen Mann in ziemlich gesicherter Stellung, der aber wenig Anteil am Familienleben nimmt, und 4 Kinder von 8 bis 16 Jahren. „Einmal im Tag muß ich mir jedes Stöckel anschauen,“ sagt sie, „immer gibts was Neues zu sehen, ein neues Blatt, eine Knospe, eine Blüte, einmal umsehen, dann wieder schneiden, alle Tage gießen und einmal in der Woche im Hofe alle Blumen baden. Ein Feigenbaum ist schon 10 Jahre alt, ein Rosenstock setzt heuer wieder Blüten an, ein Kaktus wird blühen...“, sie kann gar nicht aufhören zu erzählen. Sie hat ein schweres Leben, aber einmal im Tag ist sie bei ihren Blumen, denkt nur an sie und ist glücklich.

Nur einige bleiben still, sind erstaunt oder traurig. Eine von diesen stillen Traurigen habe ich gebeten, uns von ihren Mußestunden zu erzählen. Ob sie Mußestunden hat, „Ja“, sagt sie, „meine ersten Mußestunden waren auf der Liegehalle einer Lungenheilstätte der Gemeinde Wien, bis dahin kannte ich keine. Als älteste Tochter — wir waren acht Geschwister — Vater und Mutter in der Fabrik, mußte ich schon als Schulmädchel die ganze Hausarbeit machen, und dann auch verdienen gehen. Ich habe geheiratet, mein Mann war Kriegsinvalide, ich mußte arbeiten gehen. Dann kamen die Kinder... Und was es bedeutet, nach der Fabrikarbeit mit ungerügten Mitteln noch Mann und Kinder und Hausarbeit zu versorgen, wer ahnte es nicht, wenn man in das blasse, abgehörnte Gesicht dieser alten jungen Frau schaut. Wenn die Kinder abends im Bett sind, bevor ich mit dem Kochen für den nächsten Tag anfang, — setz ich mich nieder, aber nicht lange, sonst kann ich nicht mehr aufstehen.“ Das sind die wenigen Minuten des Tages, wo sie Ruhe hat, aber eine Ruhe vor neuer Plage. Niedersehen als Mußestunde! — Wann wird sie und viele Tausende mit ihr erlöst werden von dieser dreifachen Plage ohne Ende?

Eine andere von diesen Stillen erzählt nach einigem Zögern, daß sie viele, sehr viele Mußestunden hat, ihr Mann ist arbeitslos und sie auch. Krank ist sie auch nach einer Operation, die sie sich durch allzu schwere Arbeit zugezogen hat. „Bei uns ist es jetzt sehr still, Kinder haben wir keine, aber es ist keine wirkliche Ruhe, keine Freude ist dabei und kein Ausruhen, denn die gezwungenen Ruhe ist schrecklich. Jede Minute denkt man daran, wie man nur mit dem Geld auskommen wird, und weiß doch schon im voraus, daß es nicht zusammen geht. Erzwungene Ruhe der Arbeitslosigkeit — schrecklichste Muße.“

Dann kommt eine junge Frau dran — fröhlich leuchten ihre Augen: „Meine schönste Mußestunde ist dann, wenn ich einmal

mit meinen Kindern richtig spielen kann. Sie geht in ein Bureau, auch ihr Mann verdient, die Kinder gehen schon in die Schule. Sonntag, wenn schlechtes Wetter ist, dann spielen wir, aber nicht wie sonst, wenn ich dabei arbeiten, flicken oder kochen muß, sondern da spiele ich ganz wirklich mit, und zwar Theater. Wir spielen ein Märchen, jedes Märchen kann man aufführen, ohne Kostüme und ohne Dekorationen, nur für uns selbst, das ist herrlich,“ — und begeistert erzählt sie, wie sie es machen, und wie schön das ist.

Eine alte Frau erzählt von Büchern, immer hat sie Zeit gefunden zu lesen, nicht nur Romane — o nein — auch ganz schwere Werke, aus denen man viel lernen kann und sich eine ganze Weltanschauung „zurecht machen“ kann, wie sie sagt, eine, die einen stark macht, weil man nicht mehr allein ist.

Wir haben sie alle verstanden — in uns allen leuchtete das helle Lichtlein dieser Weltanschauung, als wir auseinander gingen. Manches haben wir schon erreicht, viele Frauen wissen schon, daß sie ein Recht haben auf ihre freie Zeit. Noch haben wir viel zu tun, um die Schar jener immer größer zu machen, die nicht nur dieses Recht auf Muße erkennen, sondern damit sie auch die Möglichkeit finden, dieses Recht in die Tat umzusetzen. Vielen ist es bereits gelungen, jeder hat sein eigenes Rezept dafür erfinden müssen, vielen aber wird erst durch einen siegreichen Kampf für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen zu ihren Mußestunden verholfen werden können. Else Stiassny-Wien.

Der Ehezwist.

Neulich hatte eine unserer Nachbarinnen Streit mit ihrem rechtmäßigen Ehegatten. Nun war man ja allerdings daran gewöhnt, daß bei ihnen jede Woche irgendein Familienzwist stattfand, aber diesesmal nahm der Krach unerwarteten Umfang an. Die Leutchen fingen sogar an, sich mit Gegenständen zu bombardieren.

Er warf ihr den Hahn vom Samowar an den Kopf. Sie wurde wütend und antwortete mit einer Untertasse.

Er hob ein Stück von der zerbrochenen Untertasse vom Boden auf und stach sich damit absichtlich ins Gesicht, wobei er dermaßen brüllte, daß man nicht umhin konnte zu glauben, sie hätte einen Gattenmord auf dem Gewissen.

Aber sie, nämlich seine Gattin Katjuscha Belowa, erwies sich als die Kaltblütigere

„Ach so“, sagte sie, „so einer bist du“...

Mit einem Wort, sie werden sich schon denken können, was sie ihm alles gesagt hat.

„Möglicherweise“, sagte sie, „werde ich mich jetzt gleich von dir trennen. Ich nehme meine Sachen und ziehe ab und dann kannst du deine Wut an den Nachbarn auslassen. Ich hab die Nase voll.“

„Ach“, sagte er, „wie Sie mich erschreckt haben! Bitte schon. Die Lust wird hier besser werden.“

Hier kam es wieder zu einer lebhaften Auseinandersetzung, sozusagen ein kleiner Familienzusammenstoß. Worauf Katja ihre Sachen packte. Sie wickelte sie in ein Paket, spuckte auf ihren angetrauten Halunken und zog ab.

Sie begab sich zu ihrer lieblichen Mutter, zu ihrer Mama. Aber ihre Mama schien nicht besonders entzückt von ihrem Erscheinen. Sie führte kelneswegs einen Freudentanz um ihre Tochter auf.

„Bin selber Astermieterin“, sagte sie, „und wie dir bekannt sein dürfte, habe ich von meinem Wohnwinkel nichts abzugeben.“

„Ich wollte ja nur auf ein paar Tage“, sagte Katja, „bis ich ein Zimmer gefunden habe.“

Aber die Alte blieb seht.

„Kennen wir“, sagte sie, „es gibt welche, die suchen zehn Jahre lang ein Zimmer und finden keins. Und du hast es so eilig mit dem Finden.“

Als die Tochter sah, daß mit der Mutter nicht zu reden war, legte sie ihr Bündel in einen Winkel und begab sich zu ihrer Freundin Tosja.

Tosja sagte:

„Ich habe herzliches Mitgefühl mit dir. Auf meine moralische Unterstützung kannst du rechnen. Aber ich bewohne selbst mit meinem Mann eine kleine Kammer, so daß davon keine Rede sein kann.“

Da lief Katjuscha zu einer bekannten Dame, aber es kam nichts dabei heraus. Inzwischen wurde es Abend. Sie mußte eine Unterkunft finden. Wir leben ja nicht im Sünden.

So kehrte also Katja von einer Bekannten zur andern. Schließlich ging sie ins Gasthaus „Modern“.

Im „Modern“ sagte man ihr: „Bekker können wir nur Durchtrekende nehmen. Sonst wird

nämlich die Anzucht gefördert. Wenn sie zum Beispiel in Moskau leben würden, würden wir sie gerne aufnehmen, aber so bitten wir gütigst zu entschuldigen."

Statische wanderte noch ein wenig durch die Straßen und landete schließlich an ihrem erloschenen häuslichen Herd.

Ihr rechtmäßiger Ehegemaß sagte:

"Aha, zurückgekehrt! Haben wohl nasse Füßchen bekommen beim Herumtreiben auf der Straße?"

Worauf sie unter leichtem Wortwechsel Abendbrot aßen und

schlafen gingen. Im Traume sogte ihr irgend jemand, daß irgendwas ein möbliertes Zimmer zu haben sei.

Es unterliegt keinem Zweifel: Die Wohnungsfrage befestigt das Familienleben.

Es gibt Leute, die behaupten, die Grundlagen der Familie seien ins Wanken geraten.

Nein, das stimmt durchaus nicht.

Die Ehe ist heute fest. Fester denn je.

Michael Sostschenko.

Die Heimat der Puppen

Die Freude jedes Mädchens ist auch heute noch eine hübsche Puppe. Woher kommen nun die landläufigen Puppen, wie wir sie in jedem Spielwarengeschäft zu Weihnachten haufenweise in allen möglichen Formen sehen?

Der Hauptherstellungsort ist das Städtchen Sonneberg am südbäyrischen Rande des Thüringer Waldes. Die Puppenindustrie ist in Sonneberg von Arabern Kaufleuten eingeführt, vielleicht sogar geschaffen worden. Diese Nürnberger Kaufleute zogen im 14. Jahrhundert mit ihren Waren — es war meist Spielzeug aller Art, unter dem Namen „Nürnberger Land“ bekannt — durch Thüringen nach Norden, besonders nach Leipzig, um dort ihre Waren abzusetzen. Der Weg über die Thüringer Berge war zu jener Zeit überaus beschwerlich und auch sehr gefährlich. Gewöhnlich wurde darum in Sonneberg mehrere Tage Rast gemacht. Natürlich blieben die Waren, die die Nürnberger mit sich führten, den Sonnebergern nicht verborgen, und als sie erst merkten, daß die reisenden Kaufleute mit diesem Land in Leipzig reichlich Taler verdienten, lag der Gedanke nahe, sich auch ihrerseits an solcher Herstellung zu beteiligen.

Das war der Ursprung der Sonneberger Puppenindustrie. Es gelang bald, den reisenden Gästen die Art der Herstellung ihres Spielzeugs abzulauschen.

Die langen Wintermonate des Thüringer Waldes gaben den Sonnebergern reichlich Zeit, selbst mit der Anfertigung solchen Spielzeugs zu beginnen. Freilich waren es zuerst nicht gerade Glanzstücke, die dort hergestellt wurden. Das Sonneberger Museum bewahrt solche Gestalten in reichster Auswahl. Die Kunst war reichlich unvollkommen: die Puppen waren alle aus Holz hergestellt und sahen mehr als plump aus; wir können heute nur über die drolligen Gestalten herzlich lachen. Die ganze Ungeklärtheit und Naivität der Hersteller spricht daraus. Man denke nur an die alten Kasperle-gestalten.

Da kam aber einmal ein solcher Puppenmacher auf den Gedanken, seine Puppen aus Brotteig herzustellen. Seine Arbeit gelang ihm so vorzüglich, daß damit sofort eine neue Art von Puppen eingeführt werden konnte.

Diese Brotteigpuppen gaben der Sonneberger Industrie einen ganz neuen Aufschwung, denn diese Puppen waren sehr fein modelliert und fanden bis nach Rußland hin starken Absatz. Dänemark, Spanien, England, Frankreich kauften sie, Deutschland natürlich ebenfalls. Leider hatten diese Puppen einen großen Nachteil: sobald sie feucht wurden, verschimmelten sie, und auch die ... Mäuse fraßen sie gern an. Doch auch hier fand man ein Mittel, um diesen Nachteil zu beseitigen: man durchnetzte den Brotteig mit Sand und aufgeweichtem Papier und

erfand so das Papiermaché (eigentlich das gekaute, zermahlene Papier), aus dem dann alle Sonneberger Puppen später hergestellt wurden.

ganz ohne Zusatz von Brotteig. Diese Erfindung ermöglichte der Sonneberger Puppenindustrie natürlich sofort einen weiteren Ausbau, und an sie schlossen sich dann alle die Verbesserungen, die wir in den späteren Jahrhunderten, besonders aber in unserer Zeit, kennengelernt haben.

Auch das Papiermaché blieb nicht die letzte Errungenschaft. Bald erschienen Puppen mit Backköpfen; dann wieder führte man bewegliche Augen ein, Augenwimpern aus wirklichen Haaren, die Perücken ebenfalls daraus, nicht mehr aus Flach, kurz: immer ähnlicher diese getriebenen Spielgegenstände für die Mädchen herzustellen, war das Ziel jener Puppenindustrie Sonnebergs. Dazu kamen dann bald bewegliche Arme und Beine.

Auch die Köpfe wurden beweglich gestaltet; man baute Stimmen ein, die es ermöglichten, daß diese Puppen „Mama“ und „Papa“ sagten.

Die deutschen Puppen haben Weltberühmtheit erlangt. Wir erinnern daran, welche Freude japanische Mädchen bereitet wurde, als man im vergangenen Jahre mehrere tausend deutsche Puppen unentgeltlich an japanische kleine Mädchen verteilte. Unsere illustrierten Blätter brachten davon sehr anmutige Bilder. Für die Weltausstellung in St. Louis hatte seinerzeit ein Künstler aus lauter lebensgroßen Puppen eine Gruppe aufgebaut, die eine Karawane darstellte. Aus dunklem Hintergrunde ist ein Kamel hervorgetreten, das mit kostbarem Geschirr verziert ist; auf seinen beiden Buckeln trägt es allerlei kostbares Spielzeug und dazwischen ein reizendes Mädchen; es ist die Tochter des Kaufmanns; seine Begleiter schreiten ihm zur Seite, Jünglinge und Sklaven.

Neben diesen Puppen sind in den Sammlungen des Sonneberger Puppenmuseums auch Tiere aller Art vorhanden,

eine bildliche Welt im Kleinen, die nicht nur geeignet ist, die Herzen aller Kinder gefangen zu nehmen, sondern die auch den Beweis dafür erbringt, welche großen Fortschritte menschliche Erfindungskunst und Arbeitsfreudigkeit zu erzielen vermögen.

Wenn nur nicht die überaus geringen Löhne wären, die den Arbeitern für die Leistungen gezahlt werden, die anderen Menschen Freude bereiten sollen! Auch die Puppenindustrie leidet heute schwere Not. Das sollte man gerade in den Weihnachtstagen nicht vergessen.

Dr. K. Müller.

Kindergeist.

Ein Onkel aus Amerika, der ein paar Jahre nicht zu Hause gewesen ist, geht in das Kinderzimmer, um seine kleine dreijährige Nichte zu begrüßen. Sie stand im Bett und sah den Onkel herein-kommen, und plötzlich zog sie ihr Hemdchen über den Kopf. Lachend kommt der Onkel zu seiner Schwester und erzählt es ihr. Die Frau geht hinein und fragt das Kind, warum es das getan. Ganz beschämt antwortet es, „Ich hab' mich so geniert vor dem fremden Onkel!“

Gerda, Lottes kleine Schwester, sieht eine Henne auf ihren Eiern sitzen und fragt ihre Mutter, was denn die Henne da mache. Die Mutter erklärt ihr, daß die Henne die Eier ausbrüte und daß dann die jungen Kücheln herauskommen. „Dauert das lange, Mutti?“, fragt Gerda. „Ziemlich lange“, meint die Mutter. Nach einer Weile kommt Gerda wieder zur Mutter und sagt: „Weißt du, ich glaube, unsere Lotte wird keine Junge bekommen.“ „Aber Kind, wie kommst du darauf?“, fragt erstaunt die Mutter. „Ja, weißt du, Mutti, die kann ja doch nicht so lange stillsitzen.“

Am Theater in A. hat eine junge Schauspielerin ein niedliches Töchterchen. Da sie nicht verheiratet ist und die Vorurteile der bürgerlichen Gesellschaft fürchtet, ist das Kind dressiert die Verwandtschaft zu verleugnen. Während einer Vorstellung sieht die Kleine in einer Loge. Ein Herr, der neben ihr sitzt und sie kennt, wendet sich freundlich an sie und sagt: „Du, deine Mutti spielt aber schön!“ Er erhält die entrüstete Antwort: „Das ist doch gar nicht meine Mutti. Meine Mutti hat überhaupt keine Kinder.“

Käte ist etwas eigensinnig und will durchaus nicht „für mich“ jagen. Für ihr Ohr klingt „für mir“ besser. Mit Güte und Strenge wurde sie belehrt, aber es dauerte sehr lange, bis sie nachgab. Man sah es aber auch um so fester. Den Nachbarnsohn, der Kasimir hieß, rief sie: „Kasimich“.

Einmal versuchte sie, ihrer Puppe Semmelkrume zwischen die Zähne zu stopfen und sagte dabei: „Da — freh!“ Entsetzt rief die Mutter: „Käte, wie heißt es?“ Prompt erwiderte Käte: „Für mich!“

— Wie alt ist denn dein Schwesterchen, Friedel?
— Ich weiß nicht, meine Mama hat es mir nicht gesagt. Aber bei uns ist sie schon seit drei Tagen.

Von einer Vierjährigen.

Cocher soll ihre Kleider besser sauber halten. Die Mutter zitiert zur Befräftigung einige Zeilen aus dem Märchenbilderbuch „Hänschen im Blaubeerenwald“. Darauf erwidert Cocher:
„Och, Mamachen, das ist ja ein Märchen.“

Sie will wissen, woher die Kinder kommen. In zarter ein-sacher Weise wird sie von der Mutter in die Mysterien der Mensch-werdung eingeführt. Cocher hört aufmerksam zu und urteilt dann:
„Weißt du, Mamachen, Eierlegen find' ich aber viel schöner.“

Sie fährt auf der Stadtbahn. Am Bahnhof Alexanderplatz steigt ein Fischhändler aus der Markthalle zu, der unangenehm duftet. Cocher rückt erst eine Weile unruhig hin und her, dann wendet sie sich an den Händler mit der Frage:
„Onkel, wann steigst du denn aus?“